

„Denken ist wichtiger als twittern“

Der Journalist Heribert Prantl sprach in der Reihe der „Düsseldorfer Reden“ über Populismus, Heimat und Europa.

VON LOTHAR SCHRÖDER

Journalisten, die viel gelobt werden, haben – wie es manchmal heißt – irgendetwas nicht richtig gemacht. Dieser Appell an den Widerstandsgeist und die Unabhängigkeit eines Berichterstatters ist zwar gut gemeint und ehrenwert, aber vielleicht nicht immer ganz zutreffend. Denn der große und herzliche Applaus für Heribert Prantl jetzt im ausverkauften Düsseldorfer Schauspielhaus war seiner kritischen Haltung geschuldet, also auch seiner Zustandsbeschreibung der Gegenwart, in der uns nach seiner Analyse immer mehr Grundgewissheiten verlorengehen. „Vielleicht gibt

„Wir leben in einer Zeit der Wiedergeburt von alten Wahnideen und Idioten“

Heribert Prantl
Redner im Schauspielhaus

es schönere Zeiten“, heißt es bei Jean-Paul Sartre. „Aber dies ist unsere Zeit.“ Diese so einfach klingende Wahrheit zitierte Prantl bezeichnenderweise gleich zu Beginn; sie war sein Credo und sein Leitfad. Weil nach Meinung des 65-jährigen, reichlich dekorierten SZ-Journalisten nichts schicksalhaft ist: weder unsere Zukunft noch unsere Vorstellung von Europa, von Heimat, von Demokratie.

Die „Düsseldorfer Reden“, die das Schauspielhaus zusammen mit der Rheinischen Post seit 2017 veranstaltet, sind mit Heribert Prantl also in ihre dritte „Spielzeit“ gestartet, wie es Intendant Wilfried Schulz zur Begrüßung theatergerecht formulierte. Und es wurde im Beisein von Oberbürgermeister Thomas Geisel ein spannender Auftakt in die neue „Vortrags-Saison“ – mit einem meinungsstarken Parforceritt durchs bedrückende Politgeschehen unserer Tage. Das Ergebnis war keineswegs heiter: „Wir leben in einer Zeit der negativen Renaissance, einer Zeit der Wiederge-



Zum Auftakt der „Düsseldorfer Reden“, einer Kooperation von Schauspielhaus und Rheinischer Post, sprach Journalist Heribert Prantl.

FOTO: ANDREAS BRETZ

burt von alten Wahnideen und Idioten.“ Der Geist der Brüderlichkeit schwindet, der Glaube an den Fortschritt der Aufklärung bröckelt, die transatlantische Gemeinschaft zerfällt und stellt die Welt vor einen neuen Handelskrieg und ein neues nukleares Wettrüsten. „Es ist, als läge Krieg in der Luft“, so Prantl, der studierte Jurist, der vor seiner Journalisten-Laufbahn auch schon als Rechtsanwalt, Richter und Staatsanwalt tätig war.

Doch allein für toxische Befunde gibt es nicht diesen Applaus, nicht diese breite Zustimmung. Prantl be-

gnügt sich eben nicht mit der Rolle der Cassandra, sondern macht glaubhaft, dass ihn ernste Sorgen umtreiben und diese offenbar auch Sorgen der gut 800 Zuhörer sind. Dazu gehören vor allem die alten und vielerorts auch wieder neuen Nationalismen. Das man mit Blick auf rechtspopulistische Entwicklungen gerne auf andere, benachbarte Länder zeige, taue nicht zur Beschönigung der Situation hierzulande. „Deutschland ist in der Situation des Alkoholikers. Wenn der wieder trinkt, wird es gefährlich.“ Als Schüler konnte sich Prantl

noch an den regelmäßigen Probenalarm von den Sirenen auf Schul- und Rathausdächern erinnern. Den gibt es seit 1992 – seit Ende des sogenannten Kalten Krieges – nicht mehr. Nun müsse man selber heulen. Doch dürfe man es dabei auch nicht belassen. Denn: „Heulen ändert nichts.“

Was dann? Der Glauben an ein Wunder! Und dieses Wunder hat einen Namen, Europa. Aber offenbar haben wir es nach Prantls Worten verlernt, das Wunder immer noch zu begreifen und wertzuschätzen. Die Europäische Union ist danach „das

Beste, was Europa in seiner langen Geschichte passiert ist“. Dieses Europa ist für Prantl nicht die Summe seiner Fehler, sondern ein anderes Wort für Zukunft – trotz seiner Konstruktionsfehler, seiner demokratischen und sozialen Defizite. Außerdem hat Europa kein Marseillaise; das heißt: Europa lässt sich nicht wirklich besingen und ist bis heute darum leider ein nüchternes Projekt geblieben. Das hat Folgen. „Aus der europäischen Nachkriegszeit wurde mehr und mehr eine europäische Lethargie.“

Diese Zukunft bedarf aber auch

INFO

Nächster Redner im März im Schauspielhaus

Die Reihe In diesem Jahr folgen unter anderem noch diese Redner: Gerald Hüther (24. März), Alice Schwarzer (28. April), Dunja Hayali (2. Juni).

Karten telefonisch unter: 0211 274000; im Internet unter: www.westticket.de

Ort Schauspielhaus am Gustaf-Gründgens-Platz; jeweils ab elf Uhr.

Buch zum Thema Heribert Prantl: „Gebrauchsanweisung für Populisten“. Ecowin-Verlag, 80 Seiten, 14 Euro.

der sozialen Gerechtigkeit, der Solidarität und des vorbehaltlosen Respekts füreinander. Es gab Szenenapplaus für seine Feststellung, dass Hartz-Bezieher von der Zivilgesellschaft nie eine ähnliche Sympathie und Hilfsbereitschaft empfangen durften wie – zumindest für kurze Zeit – die Flüchtlinge im Herbst 2015.

In ihrem dritten Jahr sind die „Düsseldorfer Reden“ zu einem wichtigen Reflexionsort der Stadtgesellschaft geworden; einem Platz, an dem das gesprochene Wort alle gebotene Freiheit genießt und das Zuhören ein wichtiges Gut ist. „Denken ist besser als twittern“, hatte auch Prantl empfohlen. Und auch der größere Rahmen mit dem Umzug vom Central ins Große Haus ist der Reihe gut bekommen. Sie hat an Bedeutung zugelegt, ohne pompös zu werden – auch wenn Heribert Prantl in der Kulisse der neuen Hamlet-Inszenierung sprach. Mächtiger Applaus am Ende. Mehrfach musste der Journalist auf die Bühne zurück. Womöglich hat ihn das auf den Gedanken gebracht, dass Beifall so schädlich auch für einen Kritiker nicht sein muss.

Kaleidoskop der Klänge

Pianistin Hélène Grimaud spielte in der Tonhalle ein extravagantes Programm.

VON LARS WALLERANG

Gedämpftes Licht beschien Podium und Konzertflügel beim Klavierabend mit Hélène Grimaud in der Tonhalle. Die französische Pianistin trug eine legere schwarze Kombination und wirkte auch aufgrund ihrer jugendlichen Erscheinung wie eine Musikstudentin beim Klassenabend. Hohe Reife besaß aber ihr Klavierspiel, das von einem starken musikalischen Gestaltungswillen zeugte.

Das Programm der ersten Konzerthälfte war ziemlich extravagant zusammengestellt: Es bestand aus 13 Stücken von vier Komponisten, die aber nicht in Blöcken auftraten, sondern mehrmals wiederkehrten. Beispielsweise waren Claude Debussy und Erik Satie jeweils an drei verschiedenen Stellen an der Reihe. Chopin tauchte auch an zwei Positionen auf, die recht weit voneinander entfernt waren.

Ausgesprochen sanft begann der Abend mit einer leisen und langsamen Bagatelle des Ukrainers Valentin Silvestrov (geboren 1937). Meditativ und verträumt klingt das kurze Stück, und Hélène Grimaud ließ sich bei ihrer Darbietung extrem viel Ruhe und Zeit, um jeder Note klingenden Raum zu verschaffen. Es schien, als würde sie während des Spielens dem zarten Geschehen versonnen nachhören. Das war schon filmreif.

Applaus war nicht vorgesehen zwischen den Miniaturen. Nahtlos ließ Grimaud sie ineinander übergehen. Als sich nach Chopins Nocturne e-Moll op. 72 Nr. 1 denn doch

ein paar Hände rührten, unterband die Pianistin den Beifall buchstäblich spielend, indem sie direkt mit Saties Gnossienne Nr. 1 fortfuhr.

Derweil entfaltete das Klavier-Kaleidoskop der ersten Programmhälfte eine ästhetische Eigenart. Doch für sich genommen gerieten einige Interpretationen enttäuschend. Die Girlanden von Debussys Arabesque Nr. 1 besaßen ernüchternde Erdschwere. An einen Debussy-Zauber wie bei Walter Gieseking sollte man da besser nicht zurückdenken. Und das „Clair de lune“ fiel trotz der schönen Tongebung etwas zu bombastisch aus. Warum die diskrete Melancholie von Chopins Mazurka a-Moll op. 34 Nr. 2 gleich in den Sumpfen der Traurigkeit versinken musste, bleibt Geheimnis der Interpretin.

Den zweiten Teil des Abends füllte ein Blockbuster der Klavierliteratur aus: die Kreisleriana op. 16 von

Robert Schumann. Der achtteilige Zyklus über die gleichnamige Textsammlung von E.T.A. Hoffmann rund um den fiktiven Kapellmeister Kreisler ist ein fantastisches Sammelsurium konträrer Charakterstücke. Manche teile sind höchst virtuos, manche sehr innig und lyrisch.

Grimaud stellte die Kontraste radikal heraus. Den ungestümen Beginn und die anderen schnellen Passagen steigerte sie bis hin zur Raserei. Leider vergaloppierte sich die Virtuosa in ihrem Eifer, so dass die dramaturgische Struktur oft verworren erschien. Umso klarer und feinsinniger gelangen die elegischen Momente.

Für den starken Beifall gab es viele Zugaben, unter anderem mit einem zornigen Capriccio des alten Brahms und abermals Debussy, wunderbar zum Klingen gebracht: „Die versunkene Kathedrale“.



Die französische Pianistin Hélène Grimaud.
FOTO: IMAGO

Sparkasse zeichnet junge Künstler mit Stipendien aus

(vima) Sie sehen genau so aus, wie ein Außenstehender sich junge Künstler vorstellen mag. Es gibt die mit den lässigen Hoodies und den schrägen Frisuren, es gibt auch die in Abendkleidung elegant gekleideten, manche tragen ausschließlich Schwarz, andere setzen auf das Grelle. Ohne Ausnahme sind es fantastische Erscheinungen. Zur Begrüßung gibt man sich Küsschen. Die versammelten Studierenden der Kunstakademie haben etwas zu feiern – sie wurden von der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf mit drei Reisestipendien im Gesamtwert von 6000 Euro ausgezeichnet.

So vielfältig wie ihr Kleidungsstil, so unterschiedlich ist die Kunst der Preisträger. Es sind insgesamt drei: Ein Künstler, ein Gruppenprojekt und eine Klasse. Nicholas Grafia überzeugte mit seiner Performance „The Accursed Ones“, in der er gemeinsam mit Mikołaj Sobczak die Konzepte von Nationalität und Helden in Frage stellt. Um Identität geht es auch in seinem Bild „Tunnel Vision (Going True Da Motion)“, das die Kluft zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung darstellt. Das Kollektiv Oneiro, bestehend aus Mira Mann, Sean Mullah, Fynn Ribbeck, Alexander Ruetten und Fabian Ruzicka, entwickelte eine mystische Welt aus Sound, Licht, Farben und schlafwandelnden Gestalten, in die Besucher selbst eintauchen können. Ein Erlebnis ist auch das Projekt der Klasse Trisha Donnelly, es ist ein Ort der Erholung, in dem man, begleitet von dumpfem Wikingergesang, proteinhaltige Gerichte erwerben kann.

Max Uthoff geht mit seinem Publikum Gassi

VON CLAUD CLEMENS

Max Uthoff ist ein Kabarettist, der große Säle füllt. Für sein Gastspiel in Düsseldorf hatte das Kom(m)-ödchen deshalb den Robert-Schumann-Saal gemietet, mit 800 Plätzen gerade richtig und schnell ausverkauft. Mit einer sprachlichen Wucht begeisterte Uthoff, bekannt aus der ZDF-Satiresendung „Die Anstalt“, sein Publikum volle zwei Stunden.

„Moskauer Hunde“ nennt er sein neues Programm, aber es hätte auch ganz anders heißen können: „Regalmeterweise Katzenfutter“ oder „Vom Irrsinn lackierter Stoßstangen“.

Was nicht heißt, dass Hunde keine Rolle spielen: „Mit Ihrem Eintritt haben Sie mir die Möglichkeit gegeben, Sie heute Abend Gassi zu führen.“ Meist nimmt Uthoff seine Zuhörer an die kurze Leine. Gleich zu Beginn wird der Saal zweigeteilt: Wer nahe an der Bühne sitzt, hat weniger Sympathie zu erwarten als diejenigen, bei denen es, der Kartenpreise wegen, nur für die hinteren Ränge gerecht hat. So findet man sich vorne unversehens als schuldiger Bewohner der reichen Nordhalbkugel wieder, der den armen Hinterbänkler des Südens die Ressourcen stiehlt und ihnen dann auch noch seinen Giftmüll überlässt. Die billigen Plätze staunen über ihre plötzliche Opferrolle.

Freiheit, Migration und Konsum, das sind die großen Themen in Max

Uthoffs mit brillanter Schärfe vortragendem Parforceritt. Der Hüne auf der großen Bühne, nach eigenem Bekunden dem CDU-Politiker Friedrich Merz „leider“ nicht unähnlich, erspart seinem Publikum keine Nuance seiner bitteren Wahrheiten. Man staunt, wie viel spontanen Applaus es für Themen gibt, bei denen sich doch alle irgendwie schuldig machen. Wie soll etwa ein Kind aus dem armen Süden mit der

Tatsache umgehen, dass es in unseren Geschäften auch Katzenfutter gibt? „Regale voll, alle Geschmacksrichtungen. All die klassischen Be-

tiere der Katze, also Rind, Kalb, Pferd. Das muss das Paradies sein, in dem man diesen degenerierten Fellknäueln das Essen in Tüten packt.“

Was die große Politik betrifft, so hat sich der Kabarettist für radikale Einseitigkeit entschieden. Differenzierte Aussagen finden bei seiner Abrechnung mit den Parteien keinen Platz. In Uthoffs Wortwitz ist die FDP dann einfach nur die kleine Schwester jenes Haufens, der den Holocaust für einen Fliegenschiss hält. Starker Tobak für jemanden, der sich den „Orden pour la Vérité“ an die Brust heftet und verkündet: „Die Sprache ist die Waffe des Pazifisten“. Am Besten ist der Sprachkünstler bei allgemeineren Themen wie der Handy-Sucht oder dem Internet. Hier sitzen die intellektuell unterfütterten Pointen punktgenau. Riesiger Applaus im Schumann-Saal.

„Die Sprache ist die Waffe des Pazifisten“

Max Uthoff
Kabarettist